

Die Hamburger Kulturkrise

Noch ist der Protest bemerkenswert dezent

Der neue Kultursenator der Hansestadt stiftet Chaos mit seinen weder durchdachten noch auch nur durchgerechneten Sparbefehlen. Warum bleibt der Protest des Publikums so verzagt?

Von Volker Corsten



Die Proteste vor dem Hamburger Schauspielhaus

12. Oktober 2010 Der zurzeit bestgehasste Hamburger trägt das Lächeln eines guten Schwiegersohns, die mühsam gebändigte Frisur, die Brille und die Fliege eines Fernsehprofessors, und er hat die Sensibilität eines Bulldozers. Reinhard Stuth, vierundfünfzig Jahre alt, ist ein treuer Parteisoldat der CDU und Weggefährte Ole von Beusts. Christoph Ahlhaus, von Beusts Nachfolger als Erster Bürgermeister, hat ihn zum 1. September aus dem einstweiligen Ruhestand geholt und zum Kultursenator gemacht.

In die Zwangspause wurde Stuth erst am 15. März vergangenen Jahres geschickt, weil auf dem Höhepunkt der Kostenexplosion um die Elbphilharmonie weder die damalige Kultursenatorin Karin von Welck noch die Mitarbeiter der Behörde mit ihm, dem damaligen Kulturstaatsrat, noch zusammenarbeiten wollten. Die Gründe, dem allgemeinen Vernehmen nach: offensichtliche Unfähigkeit, Führungsschwäche und ein erheblicher Mangel an Umgangsformen. Nun ist er wieder da, offensichtlich mit dem Auftrag versehen, sich noch mehr Feinde zu machen - und man kann sagen: Er hat seine Mission schon erfüllt.

Die ersten Opfer sind das Schauspielhaus (1,2 Millionen Euro Etatkürzung von 2011 an, der halbe Produktionsetat), das auf hamburgische Kulturgeschichte spezialisierte Altonaer Museum (Schließung, soll 3,5 Millionen bringen), die öffentlichen Bücherhallen (die noch einmal 1,5 Millionen sparen müssen). Ahlhaus will sich in den verbleibenden sechzehn Monaten seiner Amtszeit als Sanierer profilieren und 510 Millionen Euro im Haushalt einsparen. Und da absolut niemand, der gefragt wurde, den Job unter den intern vorgegebenen Etatkürzungen von zwei Prozent (sieben Millionen Euro) haben wollte, bekam ihn eben Stuth. Er wird das Sparziel umsetzen. Daran lässt er keinen Zweifel. Ob das überhaupt rechtlich möglich ist, scheint ihm egal.

Zur Bildergalerie



Denkfehler bei der Sparkalkulation

Das Altonaer Museum etwa wurde erst 2007 in eine Stiftung mit den drei anderen historischen Museen der Stadt überführt und kann laut Satzung nicht einfach geschlossen werden (F.A.Z. vom 2. Oktober). Bei den 3,5 Millionen Euro handelt es sich um den Betriebshaushalt. Auf die Personalkosten entfallen davon 1,5 Millionen - der Jurist Stuth hatte offenbar übersehen, dass er den Mitarbeitern nicht einfach kündigen kann. Dem „Hamburger Abendblatt“ rechnete er vor: „Es ist klar, dass die Betriebskosten eines geschlossenen Hauses, vom Licht über Reinigung bis hin zur Bewachung, niedriger sind als die eines geöffneten Hauses.“ Nach diesem Kalkül ließen sich natürlich auch an anderen Orten die prächtigsten Spareffekte erzielen - in exakter Umkehrung des berühmten „Titanic“-Titelblattspruchs von F. K. Waechter: „Hungerproblem gelöst: Einfach mehr spachteln!“ Die Lagerkosten für 640 000 aus Altona abzuziehende Exponaten erhöhen allerdings die Betriebskosten der anderen Museen. Doch was nicht passt, da gibt Stuth sich sicher, wird schon passend gemacht.

Zum Thema

Schauspielhaus-Intendant Schirmer tritt zurück: Signal fatal
 Kampf ums Gängeviertel: Leben ist mehr als Glas und Stahl
 Der Steuerzahler legt drauf: Beispiel Elbphilharmonie

Geht angesichts eines solchen dreisten Dilettantismus nun ein Aufschrei durch die Stadt? Formiert sich das immer noch starke Bürgertum dieser fiskalisch armen, aber an Privatvermögen und Stiftungen so reichen Stadt, gibt es gar Großdemonstrationen? Nein. Nichts, was über eher hilflos anmutende Aktionen der direkt Betroffenen hinausgeht. Hamburg ist nicht Stuttgart. „Warum wehrt ihr euch nicht?“ fragte Christina Weiss jetzt immer wieder die Sammler und Galeristen aus ihrer alten Heimat, die sie auf dem Art Forum in Berlin traf. Der Grundton sei Empörung, aber zur Rebellion sei niemand bereit, so ihr Eindruck. Frau

Weiss, zehn Jahre lang die letzte Kultursenatorin Hamburgs mit Format, bevor sie 2002 Kulturstaatsministerin wurde, sieht fassungslos auf den „Scherbenhaufen“ an der Elbe. „Die Stadt hat ihre Power verloren, ihre Neugierde - sie hat etwas Provinzielles bekommen“, stellt sie fest - und wer sie kennt, weiß, dass ihr diese Worte nicht leichtfallen.

Ausstellung nur nach Anmeldung

Sie selbst blieb nach ihrem Ausscheiden aus der Politik natürlich in Berlin. Warum sollte sie auch in eine Stadt zurückkehren, die jeden kulturellen Ehrgeiz aufgegeben hat, die nur zwei Prozent ihres Haushalts für Kultur ausgibt (Leipzig erlaubt sich 15 Prozent, Berlin hat seinen Kulturretat 2010 wieder um 16,5 Millionen erhöht), in der die Museen seit Jahren unterfinanziert und etwa Teile der Galerie der Gegenwart in der Kunsthalle derzeit ganz geschlossen sind? Eine Stadt, in der die Direktoren der Museen demnächst ihre Ausstellungen ein Jahr vorher anmelden müssen, durchgeplant und mit Hilfe von Sponsoren zu 75 Prozent finanziert, um dann von einer Kommission zu erfahren, ob ihre Schau aus einem Topf von lächerlichen zwei Millionen Euro überhaupt bewilligt wird.

Sabrina van der Ley, eine der beiden Leiterinnen der Galerie der Gegenwart, erinnert die Kulturpolitik in Hamburg „an eine Feudalherrschaft“. Besonders erschüttert ist sie, die „so etwas noch nie erlebt hat“, dass es „so überhaupt keine kooperative Haltung“ gibt, dass die Kulturbehörde nicht mit den Verantwortlichen rede („außer über Sparauflagen ohne jeden Sachverstand“), sondern sich lieber auf Expertisen von außerhalb verlasse.

Man mag sich gar nicht daran erinnern, dass die wichtigsten Institutionen der Stadt, vom Schauspielhaus über die Musikhalle bis zur Kunsthalle und dem Museum für Kunst und Gewerbe alle aus bürgerlichem Engagement hervorgegangen sind; dass es noch gar nicht so viele Jahre her ist, dass viel Geld in die Kunsthalle mit dem Anbau von Oswald Matthias Ungers geflossen ist und die Häuser am Hauptbahnhof von der Kunsthalle bis zu den für die Kunst neu eingerichteten Deichthorhallen als „Museumsmeile“ vermarktet wurden. Heute lässt die Stadt diese Institutionen am langen Arm verhungern - und vertraut darauf, dass etwa das private „Bucerius Kunst Forum“ attraktive Ausstellungen zeigt oder das privat finanzierte „Hamburger Theater Festival“ die durch Thalia Theater und Schauspielhaus offenbar nicht gestillte Sehnsucht nach repräsentativem Schauspielertheater befriedigt.

Sabine Schulze, Direktorin des Museums für Kunst und Gewerbe, vermisst „den Stolz in der Stadt auf die Traditionsinstitute - sowohl bei den Bürgern wie bei der Politik“. Die Museen seien in einem Status wie aus dem neunzehnten Jahrhundert eingefroren: „Man hat schöne Sachen und ist halt da - für gezielte neue Ausstellungen aber reicht es nicht mehr.“ An schlechten Tagen wirkt Hamburg tatsächlich nur noch wie eine Schlafstadt für all jene Kulturinteressierten, die zu unbeweglich sind, um nach Berlin zu ziehen; die den Wohnkomfort in der Hansestadt zu schätzen wissen, aber, wenn sie etwas erleben wollen, den ICE nach Berlin nehmen.

Vorzeigekünstler verlässt die Stadt

„Jeder intelligente Mensch will jetzt weg“, sagt der Maler Daniel Richter - und dass er sich zu den intelligenten Menschen rechnet, ist schon dadurch belegt, dass er mit seiner Frau, der Regisseurin Angela Richter, soeben die Stadt endgültig in Richtung Hauptstadt verlassen hat. Im vergangenen Jahr noch war Richter die Galionsfigur für all jene Künstler, die im Gängeviertel Häuser besetzten, um bezahlbaren Wohn- und Arbeitsraum für Künstler zu erhalten - und damit den Senat zwingen, die Grundstücke vom Investor zurückzukaufen. Für einen ähnlichen Kraftakt aber scheint die Energie in der Stadt nicht mehr zu reichen.

Wie halbherzig die Reaktionen auf die Kürzungen selbst bei denen ausfallen, die professionell mit Kultur zu tun haben, konnte man am vergangenen Donnerstag bei der Eröffnung des Filmfests Hamburg betrachten. Während die Mädchen vor dem Cinemaxx am Dammtorbahnhof kaum Abnehmer für ihre runden Schauspielhaus-Unterstützer-Buttons fanden (aus dem braven Delphin, dem Maskottchen unter Schirmer, ist ein Hai geworden, dazu der Claim: „Ich bin das Schauspielhaus“), konnten Stuth und Ahlhaus weitgehend unbehelligt ins Kino spazieren. Dort las der Erste Bürgermeister eine Rede ab, in der es um das französische Kino und Truffaut ging (der Eröffnungsfilm war „Gainsbourg“). Über die Sparpläne verlor er kein Wort, es gab auch keine Zwischenrufe.

Planwirtschaft ohne Plan

Die Politiker kommen auch deshalb so glimpflich davon, weil der Kultursenator sich die Institutionen vorgenommen hat, die in der Stadt keine Lobby (mehr) haben. Oder nur eine bei denen, die noch nicht wählen dürfen: das Schauspielhaus durch die Sparte „Junges Schauspielhaus“, das Altonaer Museum durch seine Abteilung „Kinderolymp“. Beim „Solidaritätstag“ am vergangenen Sonntag war das Altonaer Museum zwar endlich wieder einmal voll. Aber man merkte vielen, die sich da fleißig in die Unterschriftenlisten eintrugen und danach durch die verwinkelten Räume mit trostlos arrangierten Exponaten irrten, doch an, dass es ihr erster Besuch seit langer Zeit gewesen ist.

Auch das Deutsche Schauspielhaus verdankt die Restsympathie mehr dem nostalgischen Blick (Gründgens, Nagel, Zadek, Baumbauer) als der nüchternen Gegenwart nach fünf Jahren Friedrich Schirmer. Künstlerisch wird von dessen Ära wohl allein der effektvoll-plumpe Agitprop des Regisseurs Volker Lösch mit seinen Hartz-IV-Chören und der namentlichen Beschimpfung Hamburger Milliardäre („Marat/Sade“) in Erinnerung bleiben. Anfang September hat Schirmer gekündigt, vorgeblich, weil die Behörde sich nicht an gegebene Versprechen halten wollte (da ging es noch um nur 330 000 Euro).

Wie es weitergehen soll? Alle Nebenspielstätten schließen oder nur noch zwei Produktionen im großen Haus machen? Jack Kurfess, seit 2001 kaufmännischer Direktor und nun Interimsintendant, weiß es auch nicht. Er kann keinen Plan hinter den Plänen erkennen, auch nach mehreren Treffen mit dem neuen Kultursenator nicht. Als Stuth zur Betriebsversammlung ins Schauspielhaus gekommen sei und sich den Fragen gestellt habe, sagt er, „da dachte ich kurz: vielleicht begreift er doch etwas“. Aber das sei wohl ein Irrtum.

Stuth hat mittlerweile auf die nicht sehr neue Argumentation umgeschaltet, es könne doch nicht sein, dass das Thalia Theater mit zwei Millionen Euro weniger an Subventionen und einem kleineren Apparat mehr Einnahmen erziele. Stellt er sich ahnungslos oder weiß er wirklich nicht, dass das riesige Schauspielhaus mit seinen knapp 1200 Plätzen und fehlender Abonnementtradition schwerer zu bespielen ist? Nicht nur in den Augen von Kurfess spricht das Überstürzte von Stuths Sparbefehle gegen die Unterstellung der Sachhaltigkeit des Verwaltungshandelns. „Wenn solche Kürzungen umgesetzt werden sollen, hat das strukturelle Folgen - um die aber umsetzen zu können braucht ein Haus vor allem eins: Zeit.“

Klientelpolitik in der Kulturförderung

Am Beispiel von Hamburg lässt sich exemplarisch sehen, was mit einer Stadt passiert, wenn der Politik die Kultur egal ist. Florian Waldvogel, Chef des Kunstvereins, merkte kürzlich an, was der Stadt fehle, sei nicht das Geld. Es mangle an Visionen. Und, muss man hinzufügen, mittlerweile zum Teil auch an geeignetem Personal. Das ist das Erbe Ole von Beusts. Ulrich Waller, seit 1980 in der Stadt, zunächst als Dramaturg und Regisseur am Schauspielhaus, dann gemeinsam mit Ulrich Tukur als Leiter der Hamburger Kammerspiele und heute als Intendant des St. Pauli Theaters auf der Reeperbahn, erinnert sich an den Antrittsbesuch der Intendanten und Direktoren bei von Beust. Damals noch in Koalition mit der Schill-Partei, suchte der Erste Bürgermeister verzweifelt nach einem Kultursenator, was aber nicht einmal die Schlagersängerin Vicky Leandros werden wollte. Der passionierte Mickymaus-Heft-Leser Ole von Beust empfing seine wichtigsten Kulturmachern mit den Worten: „Sie sehen hier in mir keinen sonderlich kulturinteressierten Menschen.“

In einer seiner ersten Amtshandlungen gab von Beust 30 Millionen Euro aus, um einen Kaispeicher für die private Sammlung Peter Tamms zum „Maritimen Museum“ zu umzubauen (der Etat der historischen Museen wurde zum selben Zeitpunkt gekürzt). Er fand in der „Bild“-Journalistin Dana Horáková eine Kultursenatorin, von der vor allem die Anekdote in Erinnerung bleibt, dass sie beim Besuch der Hamburger Staatsoper an der Fensterfront des Gebäudes nach dem Eingang gesucht haben soll, wo doch jeder, der schon einmal da war, weiß, dass die Eingänge sich an den Seiten befinden. Und von Beust setzte unter damals noch allgemeinem Jubel die Elbphilharmonie durch, die, so paradox das klingen mag, für die Kulturstadt Hamburg den eigentlichen Ruin bedeutete.

Nicht nur einen Leuchtturm der Weltarchitektur wollte man im Hafen, sondern unbedingt auch eine kulturelle Nutzung. Die Folge: Bis heute kann niemand abschätzen, was es kosten wird, die Elbphilharmonie angemessen zu bespielen. Und Karin von Welck, Frau Horákovás Nachfolgerin in der schwarz-grünen Regierung, war jahrelang komplett damit absorbiert, das Projekt halbwegs in den Griff zu bekommen, dessen Kosten für die Stadt immer weiter wuchsen: von ursprünglich 70 auf vorerst 323 Millionen Euro. In dieser Zeit konnte man leicht den Eindruck gewinnen, die Senatorin fälle ihre Entscheidungen nach der Maßgabe: nur keine weitere Front aufmachen.

„Die einen schweigen, die anderen schreien“

Friedrich Schirmer? Trotz massiver Kritik vorzeitig um fünf Jahre verlängert bis 2015.

Staatsopern-Chefin Simone Young? Ohne Not frühzeitig verlängert bis 2015. Nimmt man hinzu, dass die Wahl von Hubertus Gaßner, einem unbestritten guten Ausstellungsmacher, zum Chef der Kunsthalle dann vielleicht doch keine so glückliche war, hat man einen guten Teil der Misere, die heute beklagt wird. Es wird gern übersehen, dass die Frage, wie sich eine Stadt kulturell entwickelt, oft an wenigen Entscheidungen und wenigen Köpfen hängt.

Ulrich Waller beklagt, dass Kulturbehörde und Betroffene gar nicht miteinander reden: „Die einen schweigen, die anderen schreien.“ Nun, wir hätten auch gern mit dem neuen Kultursenator geredet. Wollten ihn fragen, wie es mit dem Schauspielhaus weitergehen soll. Ob ein Intendant schon für die Spielzeit 2012/2013 gesucht wird oder erst für die folgende. Und ob das Haus, dessen Bühnenturm dann saniert wird, einfach geschlossen bleibt.

Oder aber, was mit den zusätzlichen zehn Millionen Euro geschehen soll, die Stuth mit der Einführung einer Kulturtaxe (fünf Prozent auf alle nicht geschäftlichen Übernachtungen) erzielen will und die zu drei Vierteln in „Festivals, Theaterinszenierungen und Ausstellungen mit hoher Qualität“ gehen sollen. Wann steht das Geld zur Verfügung? Wer soll über die Vergabe entscheiden? Und was ist für ihn überhaupt „hohe Qualität“? Ein Gespräch war in der vergangenen Woche leider nicht möglich. Der Senator weilte dort, wo Hamburgs politische Kompetenz für Kultur in den vergangenen neun Jahren war. Im Urlaub.

Text: F.A.Z.

Bildmaterial: APN, APN , dpa

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2010.

Alle Rechte vorbehalten.

Vervielfältigungs- und Nutzungsrechte erwerben



Verlagsinformation

Folgen Sie uns auf Twitter! Abonnieren Sie jetzt die FAZ.NET-Tweets und erhalten Sie ab sofort die aktuellsten Nachrichten in Ihrem Twitter-Account.

F.A.Z. Electronic Media GmbH 2001 - 2010
Dies ist ein Ausdruck aus www.faz.net.